



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die deutschen Redensarten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

jenes Sumpfes, in den ihn jeden Augenblick ein Windstoß der Konkurrenz oder ein Fehltritt hinabstürzen kann. Von diesem Elend hatten frühere Zeiten keine Ahnung. Feindliche Einfälle, barbarische Justiz und Hungersnot konnten schlimmere akute Leiden erzeugen, als sie heute vorkommen. Aber keine Hungersnot trieb den hörigen Bauer aus seinen vier Pfählen; er wurde nicht zum verachteten Lumpen und zum Jagdwild der Polizei herabgewürdigt; sein Obdach und seinen Acker behielt er, und gelang es ihm, sich durchzuhungern, so lebte er dann weiter wie vorher. Landlose Leute entstanden freilich durch die Zunahme der Bevölkerung schon in der Hohenstaufenzeit. Aber die einen wurden Kolonisten, die andern fanden reichlichen Verdienst in den aufblühenden Städten, und die zu faul oder zu wild zur regelmäßigen Arbeit waren und als vogelfreies Volk in den Wäldern umherschweiften, waren dort sicher vor Verfolgung. Gaukler machten keine schlechten Geschäfte; ein Pferd war ein nicht ungewöhnliches Geschenk für den fahrenden Mann, man findet diesen Vagantensold in manchen Stiftsrechnungen verzeichnet.

So sind also die Angaben Herrmanns über die Lage des heutigen Arbeiterstandes und über seine Bestrebungen einzeln zwar alle oder doch fast alle richtig, das Gesamtbild aber, das die einzelnen Züge ergeben, ist so schief und verworren, daß es eigentlich gar nicht ein Bild, sondern nur ein Haufe von Widersprüchen genannt zu werden verdient.

(Schluß folgt)



Die deutschen Redensarten



edermann weiß, daß unsre Sprache reich ist an kräftigen, witzigen volkstümlichen Wendungen aus den verschiedensten Lebenskreisen. Jeder Deutsche führt einen Schatz solcher Kraftbilder bei sich und gebraucht sie gern; sie bezeichnen oft den springenden Punkt einer Sache, treffen den Nagel auf den Kopf, nennen das Kind beim rechten Namen (da haben wir gleich ihrer drei!), wo sich eine bildlose Rede nur mühsam um die Sache herumbewegen würde „wie die Katze um den heißen Brei,“ und der behagliche Witz, der oft in ihren Bildern liegt, ist echt deutsch. Im alltäglichen Gespräch ist man sich wohl kaum bei einer ihres vollen Inhalts bewußt; auch nicht bei solchen, wie der zuletzt gebrauchten, deren Vorstellung jeder doch sofort gewinnen kann, wenn er nur will. Denn in dem Augenblick, wo sie ausgesprochen werden, sind sie ja, wie alles Sprechen, nur Mittel zum Zweck. Aber daß sie oft ein so vor-

züglichen Mittel zum Zweck sind, das macht: bei ihnen allen ist ein ganz bestimmter Bedeutungskern vorhanden, den wir deutlich fühlen, auch wo wir gar nicht mehr imstande sind, zu erraten, wie die betreffende Redensart eigentlich gemeint gewesen ist.

So sehr wir uns daran erfreuen, da, wo es möglich ist, uns einmal das ganze Bild der Redensart lebendig vorzustellen, vor uns hinzustellen — eben z. B. in einem Ausdruck wie „er ging um das Anerbieten herum wie die Kage um den heißen Brei“ —, so lebhaft wird auch auf der andern Seite vielfach das Bedauern sein, daß es oft nicht gelingen will, etwa bloß mit Hilfe der Phantasie den Bedeutungskern der Redensart bis in seine ursprüngliche Umgebung zurückzuverfolgen. Was Redensarten wie „sein Fett kriegen,“ „einem die Brücke treten,“ „einen ins Bockshorn jagen“ meinen, in welchem Sinne wir sie gebrauchen, darüber sind wir uns ja im allgemeinen klar; aber wie sie ursprünglich gemeint gewesen sind, wie man dazu hat kommen können, sie zu prägen, in was für einem Vorstellungskreise sie ursprünglich stehen, das sind Fragen, auf deren Beantwortung der Laie — gewiß oft mit Bedauern — verzichten muß.

Wer sich nun hier unterrichten und an der Hand dieser Sprachgebilde einmal in Sprache und Sitten unsrer Vorfahren einen Blick zurückwerfen möchte, den machen wir auf eine soeben in zweiter Auflage bei Brockhaus in Leipzig erschienene Sammlung aufmerksam: Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert von Wilhelm Borchardt. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Gustav Wustmann.

Das Buch ist gegenwärtig bei seiner Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit wohl das beste Hilfsmittel zum Verständnis unsrer Redensarten, wenn es auch nicht allein dasteht. Fast zu derselben Zeit, wo es zum erstenmale erschien, gab A. Richter eine kleine Auswahl aus demselben Stoffgebiet heraus, und kurz vorher hatte H. Schrader seinen „Bilderschmuck der deutschen Sprache“ veröffentlicht, auch eine Sammlung hauptsächlich von Redensarten, im Anschluß an das Grimmsche Wörterbuch gedeutet, soweit es damals erschienen war. Auch mit dem allbekannteren Büchmann berührt sich das Buch von Borchardt, schon deshalb, weil Büchmann öfter Redensarten zu Zitaten stempelt, indem er angeblich den Ort ihrer Herkunft nachweist. Für einen z. B., der etwas mitmachen will, ohne dabei Verwendung finden zu können, in Wahrheit also die Sache nicht vorwärts bringt, sondern eher aufhält, giebt es die gute alte Bezeichnung: „das fünfte Rad am Wagen.“ Büchmann meint, der Ausdruck stamme „aus Herbort von Friklers Diet von Troje 83 »so zele man mich zum fünften Rade« oder aus Bridanc 41 »Bon Guote und Übele«:

der wagen hât deheine stat
dâ wol stê daz fünfte rat.“

In der That verwenden beide nur ein längst geläufiges Bild, dessen Ursprung überhaupt nicht festzustellen ist, von dem sich nur sagen läßt, daß es jünger sein muß als die Erfindung des vierrädrigen Wagens. Wufmann weist es denn nun auch, freilich in lateinischem Gewande, schon aus dem elften Jahrhundert nach; in einer Sammlung von lateinischen Versen, wie sie damals etwa wie unsre Elementarbücher beim Erlernen der lateinischen Sprache gebraucht wurden, und in die man deshalb gern allbekannte, auch der Jugend schon vertraute vollstümliche Sätze, Sprichwörter und Wendungen faßte, findet sich auch der etwas zweifelhafte Hexameter:

Quom fastidimus, quinta est nobis rota plaustri.

Eine Reihe von Deutungen giebt Wufmann unsers Wissens zum erstenmale. Den Ausdruck „hoch am Bret,“ d. h. in einer angesehenen Stellung, hat früher Zarncke aus dem Bretspiel zu deuten versucht, neuerdings (im fünften Band der Zeitschrift für den deutschen Unterricht) ist die Ansicht vertreten worden, unter dem Bret sei das schwarze Bret zu verstehen, wo der erste dem Range nach am höchsten, zu oberst angeschrieben worden wäre. Wufmann erklärt: „Unter dem Bret ist hier der Tisch zu verstehen mit seinem obern und untern Ende. Wer hoch am Bret sitzt, nimmt einen Ehrenplatz ein. Im Gegensatz zu derartiger Scheidung führte König Artus seine table ronde (daraus Tafelrunde) ein, an der alles gleich im Range sitzt (vgl. die zwölf Pairs, d. s. die Gleichen Karls des Großen). Niedriges Volk darf überhaupt nicht mit am Tische sitzen,“ und nun folgt eine Reihe von alten Zeugnissen für den Ausdruck und seine Geschichte und für die naheliegenden Wendungen „ans Bret kommen,“ „ans Bret trachten,“ d. h. eine einflußreiche Stellung erlangen, zu erlangen suchen.

Was für Kopfzerbrechen hat nicht der Ausdruck „einen Bock schießen“ gemacht! Es gab eine Zeit — und sie scheint für manche Köpfe auch jetzt noch nicht vorüber zu sein —, wo man um jeden Preis darauf bedacht war, Sprichwörter und sprichwörtliche Wendungen auf ein bestimmtes Ereignis zurückzuführen. Damals ist manche hübsche Geschichte zusammengesabelt worden, darunter auch die von dem Edelmann, der auf der Schnepfenjagd einen unversehens aufgestöberten Ziegenbock geschossen hätte und nun verspottet worden wäre, daß er „einen Bock geschossen“ hätte. Von Jakob Grimm stammt dann die ernsthaftere Deutung, daß Bock hier nur eine Verkürzung von Purzelbock (Purzelbaum) sei; da man auch unfreiwillige Purzelböcke schießen könne, wie man ja auch unfreiwillig stolpre, so hätte sich leicht die übertragene Bedeutung einstellen können: einen Fehltritt thun. Dem gegenüber weist Wufmann darauf hin, daß sich da doch „eine nicht leicht auszufüllende Lücke zwischen dem muntern Purzelbaum und dem ärgerlichen Versehen ergibt.“ Und ist es wirklich möglich, unfreiwillig Purzelbäume zu schießen? Verstehen wir nicht gerade unter Purzel-

baumkomik eine gewaltsam gemachte Witzerei? Der zweite Band von Grimms Wörterbuch, wo diese Erklärung vorgelegt worden ist, ist 1860 erschienen; ist seitdem nichts überzeugenderes über die Redensart gesagt worden? Wir schlagen die fünfte Auflage von Kluges Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache (1884) auf, die jüngste wissenschaftliche Quelle für unsre Wortdeutung, und geraten da in folgendes Gestrüpp: „Bock »Fehler,« wohl eine scherzhafte Umdeutung, die durch neuhochd. Vorstoß »Fehler« veranlaßt wurde; unklar ist die Redensart »einen Bock schießen«; doch beachte neuhochd. eine Lerche schießen gleich »kopfüber fallen« sowie Pudel (auch eine Ente schießen),“ worauf sich nun jeder Leser seinen Vers machen kann. Daß die Stoßlust des Bocks Anlaß zu einem Wortspiel (einer „Umdeutung“?) gegeben haben soll, klingt höchst seltsam; wozu dann auch der Hinweis auf den Pudel? Wustmann erinnert daran, daß „das Wort Bock für Fehler viel öfter allein gebraucht wird als in der Redensart; und ähnlich nennt man ja ein Versehen auch einen Pudel, spricht von einer Sau statt von einem Kleck, und der Engländer braucht bull wie wir Bock, der Pariser canard, um einen falschen Ton auf einem Blasinstrument zu bezeichnen.“ (Im sechzehnten Jahrhundert hat man Fehler auch „Wölfe“ genannt.) Mit der Redensart „einen Bock schießen“ findet er sich so ab: „»schießen« scheint schließlich weiter nichts zu sein, als ein witzelnder Ersatz für »machen,« eingeführt, indem man den Bock (das Versehen) wieder mit dem Rehbock, dem Steinbock verband, auf die mit der Flinte Jagd gemacht wird.“ Das wäre wenigstens ein Weg der Entwicklung, der freilich auch noch der Bestätigung bedarf. Es wäre ja auch denkbar, daß die Redensart zustande gekommen wäre im Anschluß an den früher oft, bei Hans Sachs z. B., auch schon oft bildlich gebrauchten Ausdruck „einen Fehler schießen,“ wofür wir jetzt kurz fehlschießen sagen.

Das Bemühen, eine Redensart womöglich in Parallele mit gleichbedeutenden Ausdrücken zu setzen, wenn es nicht gelingt, das hinter ihr steckende Leben aufzudecken, tritt auch sonst in der Wustmannschen Bearbeitung des Buches zu Tage. Man sieht auf diese Weise deutlich, wie das Volk denkt, was es für Vergleiche anzustellen liebt, in welchen Gedankenkreisen es sich gern bewegt. Die Redensart „ins Bockshorn jagen“ verzeichnet Kluge mit der geheimnisvollen Bemerkung: „Man vermutet mythologischen Ursprung der Redensart (speziell in altdeutschen Ostergebräuchen).“ Wustmann berichtet ausführlich über die Begründung dieser Vermutung; er selbst hat sich ihr aber nicht angeschlossen. „Da es im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, also in den ältesten Belegen, immer heißt: in ein Bockshorn jagen, daneben auch: in ein Bockshorn zwingen (d. i. eigentlich: drücken), so ist wohl kaum zu bezweifeln, daß man damals bei den Worten an ein wirkliches Bockshorn gedacht habe. Ob das aber nicht am Ende die ursprüngliche Vorstellung gewesen ist? Ein eingeschüchterter kriecht ja auch in ein Mausloch, in Leipzig sagt man:

er wärd ganz kleene; in Schwaben ist gebräuchlich: einen in einen Strohhalm schwätzen. Moritz Haupt wird wohl Recht gehabt haben, als er unsre Redensart verglich mit den Worten Walthers von der Vogelweide:

min herze swebt in sunnen ho:
daz jaget der winter in ein stro.

Auch zwei Kraftstellen aus Schillers Räubern gehören hierher. I, 2 sagt Spiegelberg von sich selbst: »Spiegelberg, wird der König sagen, du hättest die Österreicher durch ein Knopfloch gejagt,« und IV, 5 Schweizer zu Spiegelberg von Karl Moor: »schon der Klang seiner Nase, wenn er sich schneuzte, könnte dich durch ein Nadelöhr jagen.« Ja in Lohensteins Kleopatra heißt es geradezu von Lepidus:

Der in ein Bockshorn froch, als ich den Brutus trieb
Und Cassius aus Rom.“

Diese an sich einleuchtende Ansicht würde sich wohl haben wahrscheinlich machen lassen, wenn Wustmann das Bockshorn etwa als Gerät des täglichen Lebens nachgewiesen hätte.

Wir haben hier bis jetzt vier Redensarten aus dem vorliegenden Buche besprochen; im ganzen enthält es 1277 Nummern, in denen zum Teil gleich mehrere Wendungen und Ausdrücke beisammen behandelt worden sind. *) Der Vorrat ist also gewiß so ziemlich erschöpft. Für eine etwaige dritte Auflage bitten wir um Berücksichtigung der „blinden Heffen“! Gewiß wird auch eine sorgfältigere Prüfung des mundartlichen Sprachschates noch manches ans Licht bringen; auf der andern Seite verdiente die geniale Pflege der Bildersprache durch Jean Paul Beachtung. Großen Dank würde sich der Herausgeber durch Hinzufügung eines Sachregisters erwerben, das etwa nach den Lebenskreisen geordnet wäre, aus denen die einzelnen Redensarten stammen. In diesem Verzeichnis brauchten ja dann innerhalb der einzelnen Abteilungen (Jägerausdrücke, Aus der Turniersprache, Aus dem Kriegsleben u. s. w.) nur die Nummern der einzelnen Artikel zu stehen. Da würde sich leicht zeigen lassen, welche Beschäftigungen von größerm oder geringerm Einfluß auf die Vorstellung und damit auf die Sprache unsers Volkes geworden sind. Wer noch einen Schritt weiter gehen wollte, müßte zusehen, aus was für verschiedenen Zeiträumen alle diese technischen Ausdrücke in die allgemeine Sprache übergegangen sind, und könnte so einen Schluß aus der Sprache rückwärts auf

*) So findet „etwas aufstecken“ seine Beleuchtung bei der Redensart „etwas an den Nagel hängen,“ „bestechen“ unsers Wissens zum erstenmale eine vernünftige Erklärung unter der Überschrift „den Spieß umkehren,“ wo auch die alten Redensarten besprochen sind: „mit dem Zuden-spieß rennen“ und „mit dem goldnen Spieß, dem silbernen Spieß stechen.“ Bestechen ist nach W. eigentlich jowiel wie: durch Stechen (mit dem goldnen Spieß), d. h. durch Zahlung von Gold herumkriegen.

die Geschichte thun, besonders auf das, was wir landläufig Kulturgeschichte nennen. Bei weitem der größte Teil bildlicher Redensarten stammt aus dem Kriegsleben, z. B. hinter dem Berge halten, in die Bresche treten, zwischen zwei Feuer geraten, die Flinte ins Korn werfen, Front machen, ins Gepäck fallen, grobes Geschütz anfahren, über die Klinge springen lassen, Lärm schlagen, Lunte riechen, den Marsch machen, von der Pike auf dienen, Posto fassen u. s. w. Eigentlich der Fechtersprache gehören an: nicht viel Aufhebens machen, sich eine Blöße geben, weder gehauen noch gestochen, vom Leder ziehen, in die Parade fahren, eine Scharte ausweizen; der Schützensprache: aufs Korn nehmen, es anlegen auf etwas, zum besten geben, den Nagel auf den Kopf treffen (nicht mit dem Hammer!), etwas auf der Pfanne haben u. s. w. Schon geringer ist die Zahl der Ausdrücke, die von den Turnierschranken (ausstechen, eine Lanze einlegen, aus dem Sattel heben u. a.), aus Jägerkreisen (z. B. auf den Busch klopfen, durch die Lappen gehen) und von den Vogelfstellern ausgegangen sind (ins Garn locken, auf den Leim gehen). Unfre Handwerker haben fast alle Teil, wenn sie auch nur mit ein oder zwei Wendungen vertreten sind; vom Schuster stammt z. B.: über einen Leisten schlagen, vom Färber: Farbe halten, in der Wolle gefärbt, vom Goldschmied: zur Folie dienen, vom Barbier: über den Löffel barbieren, trocken rasieren, vom Fleischer: zur Bank hauen, das Kalb ins Auge schlagen (s. u.), vom Müller: Oberwasser haben, aus der Bergmannssprache: auf den Raub, zu Tage fördern u. v. a. Häufiger sind wieder die Ausdrücke, die ursprünglich dem Landbau angehören, auch Spielerredensarten sind in Menge verbreitet, man denke nur an: Farbe bekennen, klein beigegeben, sich nicht in die Karten gucken lassen, eine abgekartete Geschichte, kaput; älter als diese sind die Ausdrücke vom Würfels- und Bretspiel, z. B. in die Schanze schlagen und einen Stein im Bret haben. Weitere Abteilungen müßten, um von andern zu schweigen, biblisches und antikes zusammenstellen, und endlich würde sich eine kleine Gruppe ergeben, die ihr Dasein nur der Volksetymologie verdankt.

Zum Schluß einen kleinen Beitrag zum Verständnis einer Redensart. Nr. 625 der zweiten Auflage der Borchardtschen Sammlung heißt: „Das Kalb ins Auge schlagen. S. v. w. Anstoß erregen, Staub aufwirbeln, etwas begehen, das allgemein aufbringt, erzürnt. Simplicissimus, III, 319, 20: »Solltest du dich nun auch unterstehen, diesen wie die vorige zu verhindern, so wirfst du das Kalb ins Aug schlagen.« Wie das Kalb zu der Ehre kommt, fragt man sich vergeblich; Hildebrand meint, der Ausdruck stamme »wohl von besonders ungebärdigem Thun des Kalbs in diesem Falle.«“ Die Frage beantwortet sich von selbst, wenn man unter dem Schlagen des Kalbes ein ganz bestimmtes Schlagen versteht, wie es die Redensart zweifellos ursprünglich meint: das Schlagen des Schlächters nämlich, das ja auch nach dieser Thätigkeit schlechthin seinen Namen hat. Er soll das Kalb mit einem Streiche töten, trifft es aber

nicht mitten auf die Stirn, sondern ins Auge, und nun entsteht — ja was eben zu entstehen pflegt, wenn einer „das Kalb ins Auge schlägt,“ Lärm, Entrüstung, anstatt daß die Sache, wie eigentlich die Absicht war, durch einen Gewaltstreich erledigt worden wäre. Auch hier sieht man wieder deutlich, wie das ganze Bild in dem übertragenen Gebrauche des Ausdrucks dazu dient, die Sache deutlich zu machen: es sagt nichts zu wenig und nichts zu viel.



Das beabsichtigte Heinedenkmal



u den vielen Gedanken und Plänen, die unsre unruhige Zeit bewegen, ist seit kurzer Zeit ein früher schon aufgetauchter, dann lange unbeachtet gelassener, nun aber wieder erneuter Gedanke getreten: man hält es für ein notwendiges und des deutschen Volkes würdiges Unternehmen, dem Dichter Heinrich Heine in Mainz ein Denkmal zu setzen.

Schon der darüber entbrannte heftige Streit ist ein Beweis dafür, daß ein großer Teil der Deutschen von der Notwendigkeit dieser Ehrenerweisung keineswegs überzeugt ist, daß also doch Gründe vorhanden sein müssen, durch die sie geradezu verboten zu werden scheint. Aber was einzelne Dichter und Schriftsteller in verschiedenen Zeitungen veröffentlicht haben mit Hinweis auf einzelne, aus Heines Schriften entlehnte Stellen, die seinen Charakter zu kennzeichnen und die Frage nach der Berechtigung eines Denkmals zu klären geeignet sein sollen, ist zu wenig eingehend und verschafft dem, der Heine wenig, vielleicht nur nach einigen seiner berühmten Lieder kennt, kein richtiges Bild; die Frage, ob Heine eines Denkmals würdig und die Errichtung eines solchen Denkmals eine Pflicht der Pietät für das deutsche Volk sei oder nicht, vermag nur der zu beantworten, der Heine auf Grund eines genauen Studiums aller seiner Schriften kennt.

Da müssen wir denn sagen: es ist Pflicht jedes Deutschen, der patriotische Gesinnung hegt und sie bethätigen will, gegen ein Heinedenkmal, vor allem an den Ufern des Rheins, zu protestiren, ja es wäre eine Schmach für Deutschland, wenn die Mittel dazu gespendet würden und das Werk zustande käme. Der Beweis für diese Behauptung soll hier gebracht werden. Vorher sei nur noch betont, daß die ganze Angelegenheit mit dem heftigen Streite zwischen Philo- und Antisemiten nicht das geringste zu thun hat, und daß es thöricht und verkehrt ist, die Gegner des Denkmalprojekts als Feinde des Judentums